

II. Litteratur.

E. de Meester de Ravestein: A propos de certaines classifications préhistoriques. Bruxelles, 1875.

Der Verfasser, welcher schon in dem Catalogue descriptif seiner Sammlung I, 1871 p. 325, 407 und 509 seine Bemerkungen gegen die übliche Annahme einer Aufeinanderfolge der Stein-, Bronze- und Eisenzeit gemacht hatte, stellt in dieser kleinen aber inhaltreichen Schrift seine Bedenken gegen die fast allgemein angenommene Eintheilung der Vorzeit in die genannten Perioden, die man wieder in sich abgetheilt hat, zusammen, und sucht sowohl durch zahlreiche Anführungen alter Schriftsteller als durch den Hinweis auf neuere Funde seine abweichenden Ansichten zu begründen. Er will zunächst das Steinalter nicht in eine paläolithische und eine neolithische Periode eintheilen, weil es nicht möglich sei, eine bestimmte Grenze zwischen der Zeit der rohzugehauenen und der geschliffenen Geräthe zu ziehen. Er meint, das Schleifen sei so natürlich und so leicht herzustellen, dass es nicht einer langen Vorbereitung zu dieser Erfindung bedurft hätte. Der reiche Mann habe die besseren Steingeräthe besessen, während dem Armen die rohen und schlechten genügten; dieser habe noch mit steinernem Werkzeug gearbeitet, während jener schon solche aus Bronze oder Eisen hatte. Auch wurde von Anderen schon die Meinung geäußert, die rohen Steingeräthe seien solche, die nicht fertig geworden seien, denen der Schliiff noch fehle. Es sind indessen nur die ungeschliffenen Feuersteinmesser, die sich bis in die römische Zeit finden, die späteren Steinbeile sind stets geschliffen, und bieten nie solche rohe Formen dar, wie sie Abbeville, Spiennes und andere Orte geliefert haben. Da nun die Fundorte dieser auch im geologischen Sinne oft die ältesten sind, nämlich die Diluvialgebilde, und neben den rohen Keilen und Beilen geschliffene niemals vorkommen, so ist die Unterscheidung einer älteren Steinzeit nicht ungerechtfertigt. Doch dürfen die Feuersteinmesser nicht auf diese beschränkt werden. Der Verfasser giebt selbst an, dass das späte Vorkommen von Steinwerkzeugen, wie die auf der Akropolis von Athen gefundenen Messer und Sägen, auf einen gottesdienstlichen Gebrauch derselben bezogen werden könne. Damit wird aber ihr höheres Alter bewiesen. Er hat selbst

in Nocera (Catal. I, 439) in einem Grabe, welches er für das eines Priesters hielt, zur Seite der Bronzeeräthe solche aus Stein gefunden. Der gleichzeitige Fund von Stein-, Bronze- und Eisengeräthen in manchen Fällen, wie in den Gräbern von Hallstadt, kann nicht gegen die Annahme einer Aufeinanderfolge der Stein-, Bronze- und Eisenzeit in Europa verwerthet werden. Er beweist nur, dass nach der Einführung der Metalle die Steingeräthe noch einige Zeit in Gebrauch blieben. Es ist sogar wahrscheinlich, dass zuweilen Steinbeile nach dem Muster von Bronzebeilen gearbeitet wurden. Die Angelsachsen sollen nach Guill. de Poitiers noch bei Hastings 1066 steinerne Pfeilspitzen, die Schotten 1298 unter Wallace noch Steinäxte geführt haben. Die auf der Ebene von Marathon gefundenen Pfeilspitzen aus Stein schreibt man aber wohl richtiger den Persern als den Griechen zu. Herodot (VII, 69) erzählt uns sogar, dass die aethiopischen Bogenschützen der Perser steinerne Pfeilspitzen hatten, womit sie auch die Siegelzeichen schnitten. Man darf also nicht mehr jede Steinwaffe für prähistorisch halten, wie durch zahlreiche Funde dargethan ist. Rosellini fand die Feuersteinmesser in ägyptischen Mumienkasten, Longpérier unter dem Palast von Khorsabad, Layard in den Ruinen von Nimroud, Mariette in den griechischen und römischen Gräbern von Saqqarali. Joly fand bei Renaix polirte Steingeräthe im Kreise um ein Grab gelegt, das der römischen Zeit angehörte. In den fränkischen Gräbern von Samson bei Namur lag ein Steinbeil und neben einer belgisch-römischen Urne im Torf von Herkenbosch eine steinerne Pfeilspitze. Wir wissen ferner, dass Schliemann die Steingeräthe zwischen den trojanischen Alterthümern fand, dass Feuersteinmesser in westfälischen Höhlen bei den Resten noch lebender Thiergeschlechter liegen, und dass die schönen Jadeitbeile, die bei Mainz und Bonn gefunden wurden, der römischen Zeit angehören. Den Gebrauch der Steinmesser bei der Mumienbereitung der Aegypter geben Herodot II, 86, und Diodor I, 91, an. Dass die Juden die Beschneidung damit vollzogen, zeigen die Bibelstellen B. Josua V, 2 und Exodus IV, 25, und eine dritte, Josua XXIV, 29, die im hebräischen Texte fehlt. (Vgl. meine Bemerkungen über J. Lubbock's Darstellung der Urgeschichte, Archiv für Anthropol. VIII, S. 255.) Die Römer gebrauchten, wie der Verfasser in seinem Cataloge I, p. 439 angibt, den Lapis silex beim Opfer und beim Schwören. Livius I, 24, sagt vom Pater patratus: *porcum saxo silice percussit*, er tödtete es mit den Worten: so möge Jupiter das römische Volk treffen, wenn es den Frieden nicht hält. Im Buche IX, 5 wird dasselbe vom Fetialis berichtet. Von Hannibal heisst es XXI, 45: *agnum laeva manu, dextra silicem retinens caput percussis saxo elisit*, und XXX, 43 erfahren wir, dass Lapidés silices und heilige Kräuter mit nach Carthago genommen werden, um dort ein Bündniss zu schliessen. Wichtig ist noch, wie Prof. Bergk mir mittheilt, eine Stelle bei Festus, 115, wo gesagt ist, dass, wer schwört, den Kieselstein in die Hand nimmt und ihn dann wegschleudert mit den Worten: so möge er aus seiner Stadt geworfen werden, wenn er den Schwur breche, und eine bei Plautus im Miles gloriosus, 1414, wo es heisst: *juro per lapidem*. Vom Kaiser Claudius wird berichtet, dass er bei Bündnissen die fremden Völker dem Fetialis schwören liess, wobei gewiss der Lapis silex in

Anwendung kam. Auch der Ausdruck: *foedus ferire* stammt von dem Gebrauche, bei Verträgen das Opferthier zu schlagen; daher hat auch Jupiter Feretrius den Namen. Ueber andere Schriftstellen der Alten, die sich auf den geheiligten Gebrauch der steinernen und ehernen Werkzeuge beziehen, vgl. wie oben: Archiv für Anthropol. VIII, S. 256. Das *Jus fetiale*, also auch den Gebrauch beim Stein zu schwören, hatten die Römer von den Aequern entlehnt, die Virgil, Aen. VII, 746, eine *gens horrida* nennt. Das Schwören beim Stabe oder beim Scepter ist vielleicht nur eine spätere Ausbildung des Schwörens beim Stein. Bergk macht mich darauf aufmerksam, dass auf dem von François entdeckten Vasenbild zu Florenz, wo die Hochzeit des Peleus und der Thetis dargestellt ist, jener die Hand an den Stab zu legen scheint, den die Göttin Iris ihm entgegenhält. Auch im Deutschen erinnert der Ausdruck einen Eid staben an diesen Gebrauch. Die viel besprochene und schwer zu deutende Inschrift auf römischen Grabsteinen: *sub ascia dedicavit*, die zumal in Gallien und auf celtischem Gebiete angetroffen wird, erinnert gewiss an die Steinverehrung. Der Verfasser theilt unter No. 569 des Catalogs die Ansichten Deville's und de Boissieu's darüber mit. Der erste glaubt, dass damit gesagt sein soll, dass das Grab neu sei, dass darin nicht schon ein anderer bestattet gewesen. Dieser meint, da das Bild des Hammers zuweilen eingehauen ist, dass der Verfertiger des Grabsteins, der Steinhauer, sein Werkzeug als Symbol darauf angebracht und damit den Steinblöck für seinen Zweck geweiht habe. Wichtig scheint mir, was Isidor, ein Schriftsteller des 7. Jahrhunderts (Origines, XIX, 19) davon sagt: *ascia est manubrio brevi, ex adversa parte referens vel simplicem malleum aut cavatum, vel bicornis rostrum*. Die hier zuerst angegebene Form erinnert an alte Darstellungen des Thorhammers. Holtzmann erklärt in seiner deutschen Mythologie, herausg. von A. Holder, Leipz. 1874: »ich zweifle nicht, dass die *Ascia* nichts als der Hammer des Thor selbst ist und wir haben hier wieder einen recht auffallenden Beweis, dass die Religion der alten Gallier dieselbe war wie die der Germanen und der nordischen Völker. Diese richtige Erklärung ist zuerst von Mone, Geschichte des nordischen Heidenthums, II, 373, gegeben worden.« Man hat kleine Bronzebeile, die durch ihre Inschrift sich als Weihgeschenke erkennen lassen, für die *Ascia* gehalten. Zu Allmendingen bei Thun wurden deren 6 gefunden, sie sind fast dreieckig, mit gekrümmtem Stiel und 70 Cm. lang; sie trugen die Inschriften: *Jovi, Matribus, Matronis, Minervae, Mercurio, Neptuni*. Bei Solothurn wurde ein ähnlich gestaltetes Votivtäfelchen, dessen Inschrift mit den Worten: *Jovi vot.* beginnt, im Jahre 1857 gefunden und noch einmal bei Nyon mehrere kleine Bronzebeile derselben Art. Vgl. Mitth. d. Züricher Antiqu. Gesellsch. B. 10, S. 39. B. 15. 5. S. 216 und Müller, ebendas. Hft. 39. 1875, S. 216.

Wenn de Meester de Ravestein (Cat. I, p. 325) erklärt, dass die wenigen Funde von Geräthen aus Kupfer in Europa nicht gestatteteten, für dasselbe ein Kupferalter anzunehmen, so wird diese Thatsache durch den jetzt geführten Nachweis, dass man in den verschiedensten Ländern auch einzelne Waffen und Geräthe aus reinem Kupfer gefunden, nicht geändert. So sprach

sich auch Franks, der Beispiele dieser Art mittheilte, bei dem Stockholmer Congressse aus. Wie man heute Geräthe aus Kupfer, aus Bronze, aus Messing und anderen Metallmischungen verfertigt, so wird es auch im Alterthum geschehen sein; aber eine allgemeine Verwendung konnte das Kupfer zumal für Waffen desshalb nicht finden, weil ihm die Härte fehlte. Die Vermuthung, dass die Alten es besser verstanden hätten, wie wir, das rothglühende Kupfer durch schnelles Abkühlen im Wasser zu härten, ist nicht näher zu begründen. Das Kupferbeil konnte das Steinbeil nicht verdrängen, aber mit der Erfindung der Bronze, deren Farbe auch mehr dem Golde gleich, konnten gut schneidende Werkzeuge angefertigt werden. Man musste freilich erst das Kupfer kennen, und bearbeitete es wohl durch Hämmern, zumal an Orten seines Vorkommens, ehe man die Bronze daraus darstellte; in vielen Ländern wird es aber vor der Bronze gar nicht in allgemeiner Gebrauch gekommen sein, denn es fehlt in den Funden, oder ist höchst selten. Es kann nicht auffallen, dass es in Cypri-schen Geräthen uns begegnet, weil es hier gewonnen wurde und von der Insel den Namen hat; Schliemann fand es nur dreimal. Ein Kupferbeil in Mecklen-burg, eines aus einer Pyramide, einige aus Indien sind vereinzelte Funde. Kupferbarren in Gruben der Steinzeit Frankreichs können auf die Bronzeberei-tung deuten, doch sind Kupferringe in gallischen Gräbern nicht selten. Sie können wie die Beile als Barren oder Geld gedient haben; auch die ältesten griechischen Münzen sind meist von Kupfer. Dass die Tschuden im Ural und Altai, wie die nordamerikanischen Indianer am Oberrn See kupferne Werkzeuge hatten, kann nicht auffallen. Die Bronze wird neben dem Kupfer überflüssig sein, wenn ausser ihr schon das Eisen bekannt ist. So bearbeiten die Monbuttu in Africa nur das Kupfer und das Eisen. Auch sind gewisse Kupferarten eisenhaltig und darum härter. Es ist nicht wahrscheinlich, dass das Wort *χαλκός* bei den Alten meist Kupfer bedeute; wo freilich von dem Reichthum des Bodens an diesem Metall die Rede ist, kann es keinen andern Sinn haben. Der Zusatz *ἐρυθρός*, roth z. B. bei Homer II. IX. 365 bezeichnet unzweifelhaft das Kupfer, wo er fehlt und der Sinn es erlaubt, müssen wir aber darunter die Bronze ver- stehen, für die eine andere Bezeichnung fehlt. Die Worte *χαλκός* und *aes* be- zeichnen ursprünglich beides, Kupfer und Erz. Wenn Herodot I, 215 das Land der Massageten reich an Erz und Gold nennt, so kann das erste nur Kupfer sein; nach Diodor I, 15 und III, 11 war auch Oberägypten, die Thebais, reich daran. Wenn aber Eustathius glaubt, dass *χαλκός* bei Homer II. I, 236 sogar Eisen bedeute, so ist dies ganz ungerechtfertigt, denn ein Bronzebeil vermag recht gut von einem Stamme die Rinde abzuschälen. Und wenn Hesiod. Op. et D. 150 von Waffen und Geräthen aus Erz spricht, warum soll es Kupfer sein, da wir Bronze-Schwerter und Dolche in Menge, aber nicht solche aus Kupfer kennen? Um eine Kupferzeit in Europa anzunehmen, müsste man auch nach- weisen können, dass die Kupferbeile älter sind als die aus Bronze.

Wir finden uns ganz mit dem Verfasser in Uebereinstimmung, wenn er als Ergebniss unserer neueren Forschungen die Behauptung hinstellt, dass die Kenntniss und Anwendung des Eisens viel älter ist, als man gewöhnlich an-

nimmt. Nur bleibt es auch hier wahr, dass sein allgemeiner Gebrauch zu Waffen und Geräthschaften in Europa dem der Bronze gefolgt ist. Die Annahme, dass bei vielen alten Funden das Eisen nur deshalb fehle, weil es durch Oxydation zerstört sei, ist nur in sehr beschränktem Masse zulässig. Wenn ein Eisengeräthe durch Rost sich in Eisenoxydhydrat verwandelt hat, so hat es dadurch nur seine Gestalt vielleicht ganz verloren, hat aber an Umfang zugenommen und ist deshalb nicht weniger auffindbar. Nur kleinere Gegenstände mögen dadurch ganz verschwinden, grössere Rostklumpen werden eine ebenso unbeschränkte Zeit lang sich in der Erde erhalten können, wie die darin vorkommenden natürlichen Massen von Brauneisenstein. Lepsius glaubt, dass die Aegypter den Gebrauch des Eisens schon 4000 J. vor Chr. kannten und dass die Worte *ba ne pe*, Eisen vom Himmel, auf Meteoreisen deuten. Allerdings giebt es manche Gründe für die Annahme, dass dieses, welches die Eigenschaften des Metalls im gediegenen Zustande besitzt und sofort gehämmert werden kann, auch in allen Ländern vorkommt, viel früher zur Verwendung kam, als das aus eisenhaltigen Steinen geschmolzene Metall, welches eine Hitze von 1000° R. erfordert. Auch Wilde verwenden Meteoreisen. Stas hat eine Eisenwaffe der Malayen wegen ihres Nickel- und Chromgehaltes für Meteoreisen erklärt. Die Griechen schreiben die erste Bearbeitung des Eisens bald den Cyclophen, den Chalybern, den zwerghaften Dactylen zu, die vom Berge Ida in Phrygien später nach Creta kamen. Diese Namen beziehen sich unzweifelhaft auf Gegenden, welche reich an Eisenerzen waren. Herodot nennt I, 25 den Glaukos von Chios als den ersten, der das Eisen geschweisst habe; auch fragt er II, 125, wie viel wohl das Eisen beim Bau der Pyramiden gekostet habe. Die vortreffliche Bearbeitung der härtesten Granite durch die Aegypter lässt schon vermuthen, dass sie eiserne Werkzeuge hatten, doch will man in der glatten Behandlung, in dem Fehlen der scharfen Gräten an vielen ihrer Bildwerke erkennen, dass sie den Stahlmeissel erst später benutzten. Wiewohl schon Seber in seinem Index vocabulorum etc., der im J. 1604 gedruckt ist, gezählt hat, dass Homer in der Odyssee 24 mal, in der Ilias 22 mal, in anderen ihm zugeschriebenen Gedichten 5 mal vom Eisen spricht, und die Stelle: Od. IX, 391 auf die Stahlbereitung bezogen werden darf, so war es jedenfalls noch selten; denn wenn Il. XVIII, 474 Vulkan die Waffen des Achill schmiedet, werden Kupfer, Zinn, Gold und Silber aber nicht Eisen angeführt. Auch eine Wurfscheibe, die als werthvoller Kampfpfeil dient, ist von Eisen, Il. XXIII, 826. Weil Homer sie *αὐτοχόωνον* nennt, glaubt der Verfasser, dass diese Scheibe, »von Natur gegossen« vielleicht Meteoreisen gewesen sei. Bergk hält diese Auslegung für möglich, doch könne das Wort auch »roh gegossen«, d. h. »nicht fein ausgearbeitet« bedeuten. Die vom Verfasser angeführten Stellen beweisen, dass das Eisen bei den Griechen später häufiger ward. Schon Lykurg hatte in Sparta eisernes Geld eingeführt, um den Luxus der edlen Metalle zu beseitigen. Wenn nun Xenophon erzählt, dass von diesem Eisengeld 10 Silberminen (= 250 Thlr.) von 2 Ochsen gezogen werden mussten, so geht daraus ein geringer Werth hervor. Doch bezieht sich diese Schätzung wohl auf Xenophons Zeit (um 400 und später). Thucydides erwähnt Geräthe aus Erz und Eisen, die man 429 v. Chr. in

Plataea fand, und IV, 100 spricht er von einer Belagerungsmaschine, welche die Böötier gegen Delion gebrauchten, sie hatte vorn einen eisernen Schnabel. Plutarch führt an, dass der Helm Alexanders von Eisen war. Bekannt ist, dass die Gallier früher eiserne Schwerter als die Römer hatten, aber sie bogen sich beim Gebrauch. Diodor aber berichtet, V, 33 von den Celtiberern, dass sie das Eisen erst rosten lassen und dann ihre Schwerter daraus schmiedeten, weil so die weichen Theile daraus entfernt seien. In der Bibel weist Tubalkain, der Meister in Erz und Eisenwerk, auf ein asiatisches Volk, welches früh das Eisen kannte. Es werden in derselben, Paralipom. I, 20, 3 Wagen mit eisenbeschlagenen Rädern und Eggen mit eisernen Spitzen erwähnt; aber zu Saul's Zeit gab es in Israel keinen Schmied, in einer Schlacht führen nur Saul und sein Sohn scharfe Waffen, Sam. I, 13, 19—22. Das assyrische Museum des Louvre in Paris bewahrt Eisenstangen in der Form eines Keils oder einer Hacke, das britische Museum den Rest eines assyrischen Stahlpanzerhemdes aus dem 10. Jahrh. v. Chr. Im östlichen Asien reicht der Gebrauch des Eisens in eine noch ältere Zeit zurück. Vielleicht ist hier, wie de Meester mit Recht bemerkt, das Eisen älter als die Bronze, denn wir kennen ja afrikanische Neger, die vom Stein zum Eisen übergingen, ohne die letztere zu kennen.

Der Verfasser spricht auch über den Bernstein, den man gern mit dem Bronzehandel in Verbindung bringt. Er glaubt, dass die südlichen Völker des Alterthums den gelben Bernstein des Nordens erst später geholt und Anfangs den in Italien, Sicilien, Frankreich und der Schweiz vorkommenden bearbeitet hätten. Er neigt zu der Ansicht Hostmanns, dass erst die Römer Handelsbeziehungen mit dem Norden gehabt und dass die Etrusker mit ihrer Industrie den römischen Heeren gefolgt seien. Der Verkehr der Phönizier mit dem Norden in der vorrömischen Zeit lässt sich aber doch nicht so ohne Weiteres in Abrede stellen, und der allgemeine Gebrauch des Bernsteinschmuckes fällt in eine ältere Zeit als die römische. Die Bernsteinfunde in anderen Ländern sind äusserst spärlich und die Farbe des Bernsteins scheint im Boden sich verändern zu können. Ich habe in fränkischen Gräbern die Bernsteinperlen, die doch gewiss von der Ostseeküste herstammten, meist von dunkler rothbrauner Farbe gefunden. Nicht erst Plinius, IV, 27 und XXXVII, 11 und 12, und Tacitus, Germ. 45, sagen, dass der Bernstein aus dem Norden komme, sondern Herodot III, 115 berichtet das nämliche, wenn auch der älteren Zeit entsprechend, mehr sagenhaft. Er glaubt, dass der Eridanus, der sich in das Meer gen Mitternacht ergiesst, wo der Bernstein herkommen soll, weil sein Name hellenisch ist, die Erfindung eines Dichters sei und fügt hinzu: Freilich kommt das Zinn von dem äussersten Ende Europa's her und auch der Bernstein. Nachdem er auch das Gold genannt, macht er die bezeichnende Bemerkung: Die Enden der Welt also scheinen in sich zu enthalten, was uns das Schönste dünkt und für das Seltenste gilt. Apollonius von Rhodus lässt, Argonaut. IV, 597, die Thränen der Schwestern des Phaethon sich in Bernsteintropfen verwandeln, die wie Oeltropfen auf dem Wasser schwimmen und vom Winde in den Eridanus getrieben werden. Hierbei wird der celtischen Sage gedacht, dass es die Thränen des Apollo seien.

Für die Lehre von dem Ursprunge der menschlichen Bildung aus einem Zustande der Rohheit, die zwar in unseren Tagen nicht zuerst ausgesprochen, aber auf das Neue bewiesen worden ist, lassen sich bei den alten Schriftstellern schon manche Belege finden. Am häufigsten wird Lucrez, V, 1282, dafür angeführt. Wenig bekannt ist ein Ausspruch des Anaximander von Milet, der 610 vor Chr. geboren war, den de Meester nach Plutarch, Placit. philos. V, 19, mit folgenden Worten mittheilt: »Im Anfang wurde der Mensch hervorgebracht von Thieren, deren Formen verschieden waren von den heutigen. Dies wird dadurch bewiesen, weil die anderen Thiere von selbst sich ernähren können. Nur der Mensch hat eine längere Entwicklung als Säugling nöthig, so dass er in der Kindheit sich nicht würde erhalten haben können als der, welcher er ist.« Schleiermacher fasst in seiner Abhandlung über Anaximandros (Abhandl. der K. Akad. d. Wiss. aus d. J. 1804—11, Berlin 1815) diese Schöpfungslehre des ältesten jonischen Philosophen, wie man sie sich aus dem Bericht des Plutarch bei Euseb. Praepar. I, 8 ergänzend zusammensetzen kann, in folgende Worte zusammen: »Der Organisationsprocess begann im Wasser in rohen und abentheuerlichen Gestalten, die auf dem trockenen Lande nur ein kurzes Leben fristen konnten. Allmählig aber vervollkommnete sich der organische Bildungsprozess und nachdem andere Thiere schon beständiges Leben und Erneuerung aus sich selbst gewonnen an der Stelle der ursprünglichen Erzeugung aus dem Feuchten, ist auch der Mensch entstanden, zuerst aber auch ohne Selbstständigkeit, von anderen Thieren wahrscheinlich auch nur für ein kurzes kindliches Leben ernährt, bis endlich auch er zur Ernährungs- und Zeugungsfähigkeit allmählig heranreifte.« Schleiermacher fügt dieser Darstellung hinzu: »Denn was im Plut. Sympos. VIII, 8 steht, dass gerade der Fisch der gemeinsame Vater der Menschen sei, ist gewiss aus jenen beiden Sätzen vom ursprünglichen Hervorgehen aller Thiere aus dem Feuchten und von der anfänglichen Unbehüllichkeit des Menschen spottend zusammengebildet.« Plutarch meint noch, dass das Räthsel des Hesiod: welches Wesen seine Eltern verzehre, wobei dieser an das Feuer dachte, nach Anaximander auch auf den Menschen passe, weil er Fische isst! Wir sind Herrn de Meester für den Hinweis auf die Philosophie des Anaximander, die mehr wie irgend eine andere der heute sich Bahn brechenden Naturanschauung entspricht, jedenfalls zu Dank verpflichtet.

Schaaffhausen.

Étude sur les peuples primitifs de la Russie. Les Mériens, par le comte A. Ouvaroff, trad. par F. Malaqué. St. Peterbourg, 1875.

In den Jahren 1851—54 wurden in dem alten Fürstenthume Souzdal und den benachbarten Distrikten nicht weniger als 7729 alte Grabhügel an 163 verschiedenen Orten geöffnet, die dem alten Volke der Meria's angehören, welche der 1056 gestorbene russische Mönch Nestor in ihren Wohnsitzen an